

## Geschriebenes

Als Substantivierung eines Partizips II verweist der Begriff des „Geschriebenen“ auf vergangene und abgeschlossene Schreibakte. Weil das entsprechende Schreibereignis also immer schon geschehen ist, enthält der Begriff eine chronologische Komponente und etabliert ein zeitliches „ex-post“. Auf diese Weise werden Schreibakte als vergangene präsent gehalten,<sup>1</sup> so dass sich der Blick auf die Hinweise und Indizien richten kann, die die überlieferten Schriftträger über den Schreibprozess noch verraten.

Weil nun das, was geschrieben steht, von einem Akteur (oder mehreren Akteuren) mit bestimmten Werkzeugen auf bestimmten →Materialien und in bestimmten räumlichen →Kontexten angebracht wurde, sind diese Faktoren dem substantivierten Partizip als Spur „eingeschrieben“. Die Entscheidung (sofern sie bewusst getroffen wird), den Begriff des „Geschriebenen“ zu verwenden, ist deshalb eine Entscheidung für diese Spur zu Akteuren, Materialien und Kontexten – und eine Entscheidung gegen angrenzende Begriffe wie Schreiben, Schrift und Text.<sup>2</sup> Das heißt nun nicht, dass diese Begriffe nicht jeweils eine wichtige Funktion übernehmen und es soll auch nicht vorgeschlagen werden, in Zukunft nur noch vom Geschriebenen zu sprechen. Vielmehr geht es in unseren Überlegungen darum, eine grundlegende Reflexion zu den Funktionen, zur Leistungsfähigkeit und zur theoretisch-methodischen Positionierung des „Geschriebenen“ anzustoßen; eine Reflexion, die bislang, soweit wir sehen, nicht geleistet wurde.

Zwar wird das Partizip II von „schreiben“ des Öfteren adjektivisch benutzt – etwa in Formulierungen wie „geschriebene Sprache“ oder „das geschriebene Wort“ –, die Substantivierung des Partizips jedoch hat sich (bisher) als wissenschaftlicher Terminus nicht etabliert. Genau aus diesem Grund erlaubt der Begriff eine Neukon-

---

Dieser Beitrag ist im SFB 933 „Materiale Textkulturen“ entstanden, der durch die DFG finanziert wird.

---

1 Ulrich Schödlbauer beschreibt die Vergangenheit des Geschriebenen aus der Sicht des Schreibenden: „Das Geschriebene entsteht aus dem Ungeschriebenen, andernfalls entstünde es nicht, sondern wäre schon immer da. Was eben noch immaterieller Gedanke, auftauchende Formulierung, unwirklicher Drang war, das wird unter dem Kratzen der Feder, dem Klappern der Tastatur, dem Auftrag von Farbe auf eine leere Fläche zu etwas, das auf den Schreiber zurückblickt, als sei er bereits vergangen, und dieser weiß, das ist mein Gedanke, meine Formulierung, mein Satz [...]“ (Schödlbauer 2008, 1).

2 Dass die Unterscheidung zwischen Schreiben, Schrift und Text von den sprachlichen Möglichkeiten des Deutschen abhängt, erkennt man etwa mit Blick auf das Englische und Französische. Eine Differenz zwischen „Schreiben (als Prozeß) und Schrift (als Prozeßspur)“, so stellt Sandro Zanetti fest, „scheint im französischen *écriture* ebenso wie im englischen *writing* weitgehend aufgehoben“ (Zanetti 2012b, 15). Reflexionen aus sprachwissenschaftlicher Perspektive zu den Begriffen „Schrift“, „Geschriebenes“ und „geschriebene Sprache“ bei Feldbusch 1992, 91–103.

zeptionalisierung eines bisher nicht systematisch erforschten Phänomen- und Forschungsbereichs und deshalb ermöglicht (und fordert) der Begriff auch eine Abgrenzung zu in Forschung und Alltagssprache etablierten Begriffen.<sup>3</sup> Dabei erlaubt die „semantische Vagheit“,<sup>4</sup> die Substantivierungen zukommt, nicht nur die Abdeckung eines breiten Phänomenbereichs, sondern diese Vagheit ermöglicht auch die Neuverhandlung von Semantiken. Wenn sich der SFB 933 des Begriffs des Geschriebenen bedient, dann eröffnet sich die Möglichkeit, aus der Perspektive historischer Textwissenschaften das Schreiben nicht als beobachtbaren präsentischen Akt zu konzeptionalisieren, sondern als vergangene Praxis, die mit Hilfe einer wechselseitigen Bindung beziehungsweise Interdependenz von Schriftzeichen und deren materialer Basis zu rekonstruieren ist.

Als Produkt und damit als distanzierende Materialisierung des Schreibens ermöglicht das Geschriebene Aussagen über den Schreibprozess. So lassen sich beispielsweise anhand von Hilfslinien auf keilschriftlichen Tontafeln (→Ton) und auf mittelalterlichem →Pergament Rückschlüsse auf Praktiken, Konventionen und Techniken des Schreibens ziehen. Selbst die Abwesenheit visueller Hilfsmittel auf dem beschriebenen Material kann mitunter Aufschluss über Schreibpraktiken geben, wenn davon auszugehen ist, dass die visuellen Hilfsmittel nach oder bei ihrer Nutzung getilgt wurden. Auch Streichungen, Korrekturen, Nachträge, Zwischenräume und Spatien können Aussagen über den je spezifischen Schreibprozess ermöglichen. Berücksichtigt man dabei, dass das Schreiben kein Privileg der Hand ist, dann umfasst das Geschriebene nicht nur Handschriftliches, sondern etwa auch Gestempeltes, Gedrucktes und schriftähnliche Zeichen (→Schriftzeichen). Der Begriff birgt damit das Potenzial, auf eine ganze Reihe von beschrifteten Artefakten zu verweisen, für welche bislang ein Sammelbegriff fehlt. Im Gegensatz dazu fallen orale oder mentale „Text“-Phänomene nicht unter den Begriff, der ja gerade der Materialisierung des vergangenen Schreibakts nachzuspüren sucht.

Wo keine Artefakte vorhanden sind, oder wo materielle Wirklichkeit mit erzählerischer verglichen werden soll, ist auf →Metatexte zurückzugreifen, in welchen sich mitunter „Schreibszenen“<sup>5</sup>, also Erzählungen von Situationen des Schreibens finden – und damit gegebenenfalls auch Informationen darüber, was geschrieben wird, welche Ziele damit verfolgt werden und welche Schwierigkeiten beim Schreiben auftreten. Immerhin gehört, wenn man das Geschriebene im Rahmen eines

---

**3** Dass der Begriff des Geschriebenen auf einen bestimmten Phänomenbereich verweist, sieht man etwa anhand der Überlegungen Alfred Bertholets, der im Jahr 1949 eine rund fünfzigseitige Monographie veröffentlicht, die zwar den Titel „Die Macht der Schrift“ trägt, in der jedoch meist vom „Geschriebenen“ die Rede ist. (Bertholet 1949) Eines der Fallbeispiele wird den Begriffsgebrauch von Bertholet näher analysieren.

**4** Wilss 1993, 192.

**5** Campe 1991. Siehe außerdem Stingelin 2000. Beide Aufsätze auch in Zanetti 2012a.

Schreibprozesses betrachtet, zu diesem Prozess auch die Möglichkeit, sich während des Schreibens mit dem (bereits) Geschriebenen auseinanderzusetzen.

Als vergleichsweise nüchterner Begriff ist das Geschriebene in der wissenschaftlichen Diskussion noch unverbraucht und kann deshalb dazu beitragen, das terminologische Feld des Redens über Schreiben, Schrift und Text begrifflich zu ergänzen. Das Verhältnis zum Schreiben, zur Schrift und zum Text ist zu klären, um das Geschriebene zu positionieren.

Ebenso wie die Schrift gehört *Text* zu den Zentralbegriffen (post)moderner Literaturwissenschaft; mit seiner Hilfe wurde – und das ist seine zentrale und nicht zu unterschätzende Leistung – vom Schreiben, von der Schrift und damit auch von der →Materialität des Schreibens und Geschriebenen abstrahiert – zugunsten einer Fokussierung auf Strukturen und →Bedeutung. Entsprechende Definitionen des Begriffs zeigen einen materialitätsfernen Grad an Abstraktheit. „Text“ wird beispielsweise bestimmt als „Folge von Sätzen oder sonstigen sprachlichen Äußerungen, die als Einheit betrachtet werden kann“<sup>6</sup>. Als theoretische Kategorie (z. B. Intertextualität,<sup>7</sup> Paratext<sup>8</sup>) – auch als Gegenstand theoretischer Reflexion –<sup>9</sup> sowie als Leitbegriff der Editionswissenschaft (→Edition) ist der Begriff Text in den Literaturwissenschaften und Philologien gerade auch deshalb präsent, weil die Materialität des Geschriebenen erst seit wenigen Jahren als relevantes Problem ernstgenommen wird.<sup>10</sup>

In seiner allgemeineren Verwendung fungiert der Begriff „Text“ als nahezu universell einsetzbares Passepartout. Von Text wird gesprochen, wenn weder die durch Schriftzeichen erzeugten Semantiken (und deren →Bedeutung), noch die materielle Grundlage des Geschriebenen, noch eine spezifische Sprachlichkeit der Schriftzeichen, noch Bezüge zu anderen verschriftlichten Narrationen und Ereignissen von Schriftlichkeit im Vordergrund stehen soll.<sup>11</sup> Genau diese Vagheit, breite Verwendbarkeit und universelle Anschlussfähigkeit ist die Leistung dieses mittlerweile weitverbreiteten Textbegriffs – und diese Leistung ist nicht geringzuschätzen, auch gerade dann, wenn man sich anschickt, „→Textkulturen“ auf eine Art und Weise zu

<sup>6</sup> Horstmann 2003, 594.

<sup>7</sup> Siehe beispielsweise Genette 1993.

<sup>8</sup> Siehe vor allem Genette 2001.

<sup>9</sup> Kammer u. Lüdeke 2005.

<sup>10</sup> Man vergleiche etwa für den Bereich der Editionsphilologie Schubert 2010.

<sup>11</sup> In der Einleitung zur Anthologie „*Texte zur Theorie des Textes*“ von Stephan Kammer und Roger Lüdeke werden drei Verwendungsweisen unterschieden: Zum einen werde unter „Text“ eine „geordnete Menge von Elementen“ verstanden, die sich zur „höchste[n] Sinneinheit von sprachlichen Äußerungen“ gruppieren. So verstanden bilden Texte eine abgrenzbare Einheit. Unter „Text“ lasse sich zweitens aber auch ein System von Verweisen verstehen, das zur Herausbildung von Bedeutung beiträgt. Ein solches Verständnis sperre sich gegen Ganzheitsvorstellungen und Abgrenzungen. Drittens könne die Rede vom „Text“ auf dessen „konkreten, materiell-medialen Objektstatus“ verweisen, so dass auch Textträger und die graphische Gestalt von Textualität in den Blick geraten. (Kammer/Lüdeke 2005, 11–16)

untersuchen, die gerade die Beziehung von Semantik, Materialität und Praxis in den Vordergrund stellt. Wer diese begriffliche Vagheit vermeiden will, wird somit entweder genauer erläutern müssen, was sie oder er unter „Text“ versteht – oder aber zu anderen Begriffen greifen, die genauer ausdrücken, welcher Aspekt von „Text“ zur Diskussion steht.

Im Gegensatz zum „Text“ richtet sich die ebenso häufig theoretisierte *Schrift* auf visuell Wahrnehmbares. Der Begriff zeichnet sich im Deutschen durch eine charakteristische Unschärfe aus, die damit zu tun hat, dass das Wort (so wie es auch beim Geschriebenen der Fall ist) eine Substantivbildung zu „schreiben“ ist:<sup>12</sup> „Anders als in den meisten anderen Sprachen“, so Aleida und Jan Assmann, „bezeichnet das deutsche Wort *Schrift* zugleich das Produkt und die Technik des Schreibens“ – wobei mit „Technik“ hier „Codes zur visuellen Repräsentation“ gemeint sind.<sup>13</sup> Im Sinne eines „Produkts“ des Schreibens konkurriert der Begriff der Schrift mit dem „Geschriebenen“, ohne jedoch die vergangenen Schreibprozesse in den Vordergrund zu rücken. Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf den Aspekt, den Aleida und Jan Assmann im obigen Zitat als „Technik“ bezeichnen.

Wer schreibt, bedient sich in aller Regel einer Schrift, also eines kulturell vorgegebenen und konventionalisierten Zeicheninventars sowie der damit verbundenen Praktiken (zum Beispiel kalligraphische Anforderungen und eine vorgegebene Schreibrichtung). Dieses Zeicheninventar, das im Rahmen des Schreibens realisiert wird, kann ikonische Elemente enthalten sowie Repräsentationen von Silben oder von Lauten. Die →Schriftzeichen können jedoch ebenso mehrdeutig oder ungeeignet sein, um Laute oder Konzepte zu bezeichnen, die der Schriftnutzer verwendet oder verwenden möchte. Auch deshalb ist das jeweils zur Verfügung stehende Zeicheninventar veränderbar.

Der Begriff „Schrift“ ist Element zahlreicher Komposita, die mehr oder weniger stark auf materiale Aspekte des Schreibens und Geschriebenen verweisen. So bezeichnet etwa das Kompositum „Handschrift“ die „schriftzüge der hand“,<sup>14</sup> wie es im Grimmschen Wörterbuch heißt, und damit ein spezifisches, personengebundenes Zeicheninventar und eine (mehr oder weniger) individuelle Spur auf dem Trägermaterial. Demgegenüber verweist das „Schriftbild“ (→Layouten und Gestalten) auf eine spezifische visuelle Verteilung – und gegebenenfalls: Gestaltung – des Geschriebenen. Der Begriff der „Inschrift“ wiederum bezeichnet gemeinhin eine besondere Form des Geschriebenen, die sich dadurch auszeichnet, dass mit gesteigertem Aufwand auf oft stabilen und immobilien Materialien Schriftzeichen eingemeißelt, eingeritzt oder herausgeschlagen werden.

<sup>12</sup> Grimm u. Grimm 1899.

<sup>13</sup> Assmann u. Assmann 2003, 394. Jüngere Diskussionen zur „Schrift“ bei Grube u. a. 2005.

<sup>14</sup> Grimm u. Grimm 1877, 415.

In Abgrenzung zum Geschriebenen bezeichnet das *Schreiben* eine Tätigkeit, ein aktuelles Tun und einen Prozess, an dem Akteure beteiligt sind, zu beschreibende → Materialien sowie in aller Regel Werkzeuge, mit deren Hilfe geschrieben wird. Dass in einer non-typographischen Gesellschaft überhaupt geschrieben werden kann, setzt nicht nur (Zugriff auf) geeignete Materialien und Schreibgeräte voraus, sondern ebenfalls eine mehr oder weniger stark ausgeprägte Schreibkompetenz (die etwa auch die situationsadäquate Auswahl und Vorbereitung des Materials umfassen kann). Da Schreibkompetenzen erworben, erweitert und transformiert werden können, ist mit dem Schreiben eine kulturelle Potentialität verbunden.

Neben den eben diskutierten angrenzenden Begriffen ergeben sich zwei weitere Abgrenzungen, die zu berücksichtigen sind. Zum einen die Abgrenzung zum „Gesprochenen“, die auf eine langwährende Diskussion rund um Oralität und Literarität verweist. Zum anderen die Abgrenzung zum „Gedruckten“, also zu einer Form des Geschriebenen, die die Verbindung zur Hand kappt – zugunsten einer maschinellen und massenhaften Vervielfältigung von Text (→ Typographisch/non-typographisch).

Geschriebenes kann auf unterschiedliche Art und Weise mit Mündlichkeit einhergehen. Allerdings verstellt eine strikte Opposition von Mündlichkeit (Oralität) und Schriftlichkeit (Literalität), wie sie in der Forschung zeitweise üblich war, den Blick auf die verschiedenen Übergänge zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit sowie auf das weite Feld der mündlichen Rezeptionsformen von Geschriebenem.<sup>15</sup> Gerade dann, wenn Präsenz an die Mündlichkeit und damit an das Gesprochene gekoppelt wird, führt dies zu einer Abwertung der Funktion und der Materialität von Geschriebenem.<sup>16</sup>

Sobald Geschriebenes massenhaft und maschinell hergestellt werden kann, löst sich der recht fest gefügte Nexus von Hand und Schrift. Das Gedruckte geht – zumindest in Zentraleuropa – mit der Herausbildung eines Buchmarktes einher und mit all den Strategien der Vermarktung und des Handels, die sich an derartige Marktprozesse anschließen.<sup>17</sup> Hinzu kommen neue Möglichkeiten der Kontrolle der Textproduktion und juristische Aushandlungen von Eigentums- und Verwertungsrechten am Text, was sich etwa auch auf die Formen und Funktionen von Autorschaft auswirkt.<sup>18</sup> Damit ist nicht gesagt, dass es derartige Prozesse nicht bereits vorher gäbe. Gemeinhin jedoch wird angenommen, dass solche Prozesse durch den Druck mit beweglichen Lettern dynamisiert werden. Unabhängig davon, wie man den kulturellen Einfluss des Drucks mit beweglichen Lettern einschätzt, wird der „Buchdruck“ zumindest zum Signum einer umfassenden Transformation des Geschriebenen.

<sup>15</sup> Siehe etwa Goody u. Watt 1963. Siehe außerdem das einflussreiche Buch von Ong 1982.

<sup>16</sup> Zur Verknüpfung von Präsenz und Gesprochenem siehe Derrida 1967.

<sup>17</sup> Siehe insbesondere Giesecke 1991.

<sup>18</sup> Foucault 1979.

## Fallbeispiel 1: Bertholets „Macht der Schrift“

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Schweizer Theologe Alfred Bertholet (1868–1951) in seiner 1949 erschienenen Abhandlung zur „Macht der Schrift in Glauben und Aberglauben“ immer wieder auf den Begriff des „Geschriebenen“ zurückgreift, obwohl im Titel explizit von der „Schrift“ die Rede ist. Ein anschauliches Beispiel für die Verwendungsweise und Funktion des Begriffs – gerade im Vergleich zu weiteren relevanten Wörtern aus dem Bereich des Schreibens und der Schriftlichkeit – findet sich auf Seite 32:

Einer so mannigfachen Anwendung des Geschriebenen entspricht die Bedeutung der *Pflichten*, die der Mensch ihm gegenüber hat. Davon geht die erste schon auf *richtige Gestaltung des Textes*; denn wo bereits vom einzelnen Buchstaben so viel Machtwirkung ausgehen kann, versteht sich von selbst das Gewicht, das auf möglichst genaue Fassung des Niederschreibenden gelegt wird, wenn es zu voller Wirkung gelangen soll. Damit hängt letzten Endes zusammen, daß mit Gründung oder Neuaufkommen einer Religion sich die Einführung einer neuen Schrift verbinden kann.“

Bertholet hatte sich zuvor mit Liebes- und Fluchzauber, Ordal und Orakel beschäftigt und leitet mit der zitierten Passage zu den Pflichten über, die man gegenüber dem Geschriebenen zu erfüllen hat. Während der „einzelne Buchstabe“ – so Bertholet – als einzelnes Zeichen bereits über Macht verfügen kann, bezieht sich der „Text“ bei ihm vor allem auf die inhaltliche Ebene einer Wortfolge. Das „Niederzuschreibende“ meint das, was aufzuschreiben ist, um eine bestimmte Wirkung in Kraft zu setzen. Demgegenüber bezieht sich die „Schrift“ ganz speziell auf ein neues Zeichensystem, das innerhalb einer (in Bertholets Beispiel religiös definierten) Textkultur eingeführt wird. Beim „Geschriebenen“ schließlich geht es ganz wesentlich um bereits existierende schrifttragende Artefakte und damit um eine fixe Verbindung von Material und Zeichen (egal ob einzelne Buchstaben oder Texte). Deshalb ist das „Geschriebene“ als Artefakt auf vielerlei Weise anwendbar; und eben deshalb kann man gegenüber solchen Artefakten „Pflichten“ haben, die über eine hermeneutische Auseinandersetzung weit hinausgehen.

## Fallbeispiel 2: Die Ontologie des Geschriebenen in muslimisch geprägten Kulturen

Analog zum deutschen Partizip leitet sich der neupersische Begriff für Geschriebenes, *newešt* oder *newešteh*, vom Verb schreiben, *neweštan* ab. Das arabische Synonym, *maktüb*, Pl. *maktübāt*, von der Wurzel *ktb*, die in allen ihren Formen mit „schreiben“ verbunden ist, wird gleichermaßen verwendet. Beide Begriffe oszillieren zwi-

schen mehreren Bedeutungen, die jedoch in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Der persische Begriff wird in dieser Form auch als Vergangenheit von „schreiben“ benutzt, bedeutet dann also: Er/sie/es schrieb. Akteur, Schreibakt und Materialität sind in *newešt/newešteh* demnach gleichermaßen präsent als auch „vergangen“, oder – um in der obigen Terminologie zu bleiben – als vergangen präsent gehalten. Zudem verweist insbesondere das arabische *maktūb* noch auf einen ganz anderen Akteur, nämlich Gott. *Maktūb*, das Geschriebene, kann für das Schicksal stehen, das einem Menschen auferlegt ist. Auf dieser Grundlage wird der Begriff *maktūb* auch im Sinne von bestimmt verwendet.

Analog zum arabisch *maktūb* spiegelt sich die Vorstellung der im Geschriebenen enthaltenen Vorbestimmung auch im persischen Begriff *sarnewešt*, wörtlich, „das zu Beginn/das an den Kopf Geschriebene“, ein Begriff, der ebenfalls im Sinne von Schicksal verwendet wird. Demzufolge ist der Mensch in jedem Moment dem Geschriebenen, das mit dem Schicksal identisch ist, verhaftet. So schreibt Hafis in einem seiner Gedichte:

Mein Schicksal (*sarnewešt*) ist in Ewigkeit die Liebe / Das geschriebene Schicksal lässt sich nicht ändern.

Hier bricht sich die Vorstellung der Vorhersehung oder eher „Vor-schreibung“ des menschlichen Lebens Bahn, das durch/bei Gott aufgezeichnet, geschrieben ist. Ganz ähnliches Gedankengut findet sich bereits im vorislamischen Iran. Im *Buch der Könige* heißt es etwa, der König Ṭahmüres habe das Schreiben von Dämonen erlernt.<sup>19</sup> Schrift und Geschriebenes stammen ursprünglich also auch hier nicht von dieser Welt – verbinden das Diesseits gerade deshalb mit dem Jenseits.

So wird dann auch die Nacht, in der dem muslimischen Propheten Muḥammad die ersten Koranverse offenbart worden sein sollen, als arabisch *lailat al-qadr*, Nacht des Schicksals oder der Bestimmung, bezeichnet. Was sich in dieser Nacht (an-)schickte, war nichts Geringeres als Gottes Wort, das verschriftlicht und rezitiert werden wollte, sich also von Anfang an im Zwischen von Schriftlichkeit und Oralität hielt. Die Gläubigen verstanden den Auftrag und benannten das Buch nach der in ihm geforderten Praktik seiner *Rezitation* (arabisch *Qurʾān*). Gemäß der muslimischen Überlieferung sollen es die ersten fünf Verse der Sure 95 gewesen sein, die in jener Nacht der Bestimmung offenbart wurden (Übersetzung Rudi Paret):

Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. / Trag vor im Namen deines Herrn, der erschaffen hat, / den Menschen aus einem Embryo erschaffen hat. / Trag (Worte der Schrift) vor! Dein höchst edelmütiger Herr (oder: Dein Herr, edelmütig wie niemand auf der Welt) ist es ja, / der den Gebrauch des Schreibrohrs gelehrt hat (oder: der durch das Schreibrohr gelehrt hat), / den Menschen gelehrt hat, was er (zuvor) nicht wußte.

<sup>19</sup> Firdausi 1388 Š, 12.



**Abb. 1:** Die mit zahlreichen, aus bemalten Kacheln zusammengesetzten Schriften am Portal der sogenannten Alten Freitagsmoschee in Isfahan (© Sarah Kiyarad).



Außer der Schweben zwischen Oralität und Literalität („inlibriertes Wort“)<sup>20</sup>, die sich hier ausdrückt, ist bemerkenswert, dass Gott wenn nicht als Erfinder, so doch zumindest als Lehrmeister der Schrift dargestellt wird – eine Aussage, die zu einer weiteren Dimension der Präsenz Gottes im Geschriebenen leitet. Damit kann der Gläubige dem geschriebenen Wort nie gleichgültig gegenüberstehen; ihm wird Achtung vor dem Geschriebenen abverlangt. In diesem Fall wird das Geschriebene durch die Praktik der Rezitation also gerade nicht abgewertet, sondern das Geschriebene, das zur Rezitation auffordert, beschreibt sich selbst als Gottes Wort. Dieser ontologische Status des Geschriebenen hatte starken Einfluss auf den Umgang mit ihm: „Schrift, die dazu dient, der Sprache eine sichtbare und dauerhafte Form zu verleihen, ist in muslimischen Kulturen also durch den Bezug auf die göttliche Offenbarung heilige Schrift“.<sup>21</sup> Dem ist hinzuzufügen, dass gläubige Muslime den „irdischen“ Koran als Kopie eines ewigen himmlischen Korans verstehen, der *Mutter aller Bücher* oder *Urschrift* (arabisch *umm al-kitāb*).

All diese Aspekte mussten den Umgang mit Geschriebenem im Allgemeinen und dem Koran im Besonderen – von der Wahl des Materials, das und mit dem beschrieben werden sollte über den Schreibakt bis hin zur Verwahrung und Rezitation beeinflussen. Bis heute hat der Koran in vielen muslimischen Haushalten seinen Platz an der höchsten oder zumindest einer prominenten Stelle im Zimmer. Er darf keinesfalls verunreinigt werden oder mit dem Boden in Kontakt kommen. Mit ungewaschenen Händen werden nur die Seitenränder, nicht die Schrift berührt. So verwundert es auch nicht, dass Miniaturkorane oder einzelne Verse als Amulette verwendet wurden und werden.

Zudem sorgte die Bedeutung der heiligen Schrift dafür, dass Koranverse sich in muslimisch geprägten Ländern überall materialisierten: an und in Gebäuden (Abb. 1) wie auf Alltagsgegenständen. Doch selbst isoliert vom koranischen Kontext besitzt das Geschriebene Segen, *baraka*,<sup>22</sup> steht doch jeder einzelne Buchstabe für einen Gottesnamen. Dieser Segen mag ein Grund dafür sein, dass die Kunst der Kalligraphie in muslimisch geprägten Ländern einen so hohen Stellenwert erlangte und bekannte Meisterwerke hervorbrachte.

Doch die Bedeutung von Geschriebenem manifestierte sich nicht nur in der Umwelt, sondern selbst am Körper. Von manchen religiösen Gruppen, zum Beispiel den *Hurūfīs*, den „Buchstäblern“, wurden diese Gedanken so ernst genommen, dass sie den Koran in den Körper eingeschrieben sahen. Ein jeder Mensch war ihrer Vorstellung zufolge „Gottes Buch“ und einzelne Körperteile waren die Koransuren – so war der Kopf identisch mit der Sure al-Fātiḥa und im Gesicht erkannten sie deren

<sup>20</sup> Frembgen 2010, 12.

<sup>21</sup> Frembgen 2010, 12.

<sup>22</sup> Vgl. Rosenthal 1971.

sieben Verse.<sup>23</sup> Ähnlich glaubten und glauben andere islamische Gruppierungen, bestimmte Namen seien in das menschliche Gesicht eingeschrieben (Abb. 2). Dann aber ist, nehmen wir den Gedanken der Einheit Gottes, der im Sufismus zur absoluten Einheit alles Seienden wird, ernst, alles was ist: *maktüb*.



**Abb. 2:** Gesicht, das aus den Begriffen Alläh, Muḥammad, ‘Alī und Ḥusayn besteht; Iran, 19. Jahrhundert (Ernst Kühnel „aus einer [ungenannten] persischen Abhandlung“).

---

<sup>23</sup> Brown 1898, 82.

## Fallbeispiel 3: Natürliche Schrift

Im mittelhochdeutschen Versroman „Flore und Blanscheflur“ (ca. 2. Drittel 13. Jahrhundert) erhält einer der beiden Protagonisten, der „heidnische“ Königssohn Flore, von seinem Vater ein kostbares Pferd. Dieses Pferd ist, so wird erzählt, auf der einen Seite weiß und auf der anderen rot, wobei die beiden Farben durch einen pechschwarzen Strich voneinander getrennt werden, der an der Stirn beginnt und bis zum (rot-weiß gemischten) Schweif reicht. Das Pferd hat einen schmalen Kopf, starke Beine, eine starke Brust und schöne, runde Hinterbacken. Zudem kann man auf seinen Seiten Geschriebenes lesen: „Man las auf seinen Seiten geschrieben: „Mich darf niemand reiten außer demjenigen, der es wert ist, die Krone zu tragen“.“<sup>24</sup> Das, was auf dem Pferd geschrieben steht, ist allerdings nicht von Menschen gemacht. Schon im Fall der unterschiedlichen Farben und des schwarzen Trennstriches beeilt sich der Erzähler zu betonen, dass alles „natürlich“ sei. Im Falle der Schrift etwas heißt es: „Das war auf schöne Weise von der Natur entworfen worden, ohne menschliches Zutun“.<sup>25</sup> Diese Besonderheit ist es, die die Außergewöhnlichkeit des Pferdes noch weiter steigert: Nicht nur ist es farbig, es trägt auch noch Schriftzeichen und diese Schriftzeichen sind – zu allem Überfluss – nicht von Menschen gemacht. Damit verweist das Geschriebene gerade nicht auf vergangene Akte des Schreibens; allerdings wird das explizit erwähnte Fehlen des vergangenen Schreibaktes präsent gehalten, um gerade durch dieses Fehlen den Grad an Außergewöhnlichkeit der Pferdeinschrift noch weiter zu steigern.

## Literatur

- Assmann u. Assmann (2003): Aleida Assmann u. Jan Assmann, „Schrift“, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, 393–399.
- Assmann (2005): Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München.
- Bertholet (1949): Alfred Bertholet, *Die Macht der Schrift in Glauben und Aberglauben* (Abhandlungen der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1948, 1), Berlin.
- Brown (1898): Edward G. Brown, „Some Notes on the Literature and Doctrines of the Hurūfī Sect“, *Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland Januar*, 61–94.
- Campe (1991): Rüdiger Campe, „Die Schreibszene. Schreiben.“, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hgg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*, Frankfurt a. M., 759–772.
- Derrida (1967): Jacques Derrida, *De la grammatologie*, Paris.

<sup>24</sup> Fleck 1846, V. 2774f.: „,mich sol niemen rîten / wan der wert sî der krône.““

<sup>25</sup> Fleck 1846, V. 2776f.: „,daz was von nâtûre schône / entworfen âne mannes list“.

- Feldbusch (1992): Elisabeth Feldbusch, „Zum Sprachbegriff in der Diskussion um das Geschriebene“, in: Manfred Kohrt u. Arne Wrobel (Hgg.), *Schreibprozesse – Schreibprodukte. Festschrift für Gisbert Keseling*, Hildesheim/Zürich/New York, 91–103.
- Firdausi (1388 Š): Firdausi, *Šāhnāmeḥ*, hrsg. v. Dr. Sa'īd Ḥamīdiyān beh kūšēš-e, Tehrān.
- Fleck (1846): Konrad Fleck, *Flore und Blanscheflur*, hrsg. v. Emil Sommer. (Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 12) Quedlinburg/Leipzig.
- Foucault (1979): Michel Foucault, „Was ist ein Autor?“, in: Daniel Defert u. François Ewald (Hgg.), *Schriften zur Literatur*, Frankfurt a. M., 234–270.
- Frembgen (2010): Jürgen Wasim Frembgen, *Die Aura des Alif: Schriftkunst im Islam*, München.
- Genette (1993): Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt a. M.
- Genette (2001): Gérard Genette, *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt a. M.
- Giesecke (1991): Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt a. M.
- Goody u. Watt (1963): Jack Goody u. Ian Watt, „The consequences of literacy“, *Comparative studies in history and society* 5, 304–345.
- Grimm u. Grimm (1877): Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm, „Handschrift“, in: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 10, 415–416.
- Grimm u. Grimm (1899): Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm, „Schrift“, in: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15, 1736–1741.
- Grube u. a. (2005): Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, München.
- Horstmann (2003): Susanne Horstmann, „Text“, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, 594–597.
- Kammer u. Lüdeke (2005): Stephan Kammer u. Roger Lüdeke (Hgg.), *Texte zur Theorie des Textes*, Stuttgart.
- Ong (1982): Walter Ong, *Orality and literacy. The technologizing of the word*, New York/London.
- Rosenthal (1971): Franz Rosenthal, „Significant uses of Arabic writing“, in: Franz Rosenthal (Hg.), *Essays on Art and Literature in Islam*, Leiden, 50–62.
- Stingelin (2000): Martin Stingelin, „UNSER SCHREIBZEUG ARBEITET MIT AN UNSEREN GEDANKEN: Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche“, in: Wolfgang Promies u. Ulrich Joost (Hgg.), *Lichtenberg-Jahrbuch 1999*, Saarbrücken, 81–98.
- Schimmel (1989): Annemarie Schimmel, „Calligraphy“, in: Roland W. Ferrier (Hg.), *The Arts of Persia*, New Haven/London, 306–314.
- Schödlbauer (2008): Ulrich Schödlbauer, „Versuch über das Ungeschriebene“, *Iablis* 7, 1–11.
- Schubert (2010): Martin Schubert (Hg.), *Materialität in der Editionswissenschaft* (Beihefte zu editio 32), Berlin/New York.
- Wilss (1993): Wolfram Wilss, „Adjektiv- und Partizip-Substantivierungen“, *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 21, 184–204.
- Zanetti (2012a): Sandro Zanetti (Hg.), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Berlin.
- Zanetti (2012b): Sandro Zanetti, „Einleitung“, in: Sandro Zanetti (Hg.), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Berlin, 7–34.